

Und immer ist irgendwo L.A.

Von Bornheim-Mitte an den Rand des Wahnsinns: Jörg Fausers journalistisches Gesamtwerk ist eine faszinierende Autobiographie in Bruchstücken.

Von Andreas Rosenfelder

Ordnungsgemäß müsste dieser Artikel über Jörg Fauser auf einer alten Schreibmaschine heruntergerattert werden. Denn die Schreibmaschine war das wichtigste Requisit für die vagabundierenden Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts. Zur Schreibmaschine gehörten entfernter Straßenlärm, hochprozentiger Alkohol, pulverförmige Drogen – und eine gewisse Wut, mit der die schweren Tasten nach unten gehämmert wurden.

Aber die Schreibmaschine ist ausgestorben, und auf einem MacBook kann man nicht in die Tasten greifen wie Jörg Fauser, der 1987 von einem Lastwagen überfahren wurde, als er im Vollrausch über eine Autobahn lief. Man kann auch nicht mehr Kerouac in Tanger sein, Hemingway auf Kuba oder Bukowski in Hollywood. So etwas schafft höchstens noch der „Bild“-Kolumnist Franz-Josef Wagner, der seinen Artikel zum zwanzigsten Todestag des Freundes mit diesem hartgekochten Satz begann: „Wie Sterben ist, hat Jörg Fauser nicht mehr selbst erlebt, er war zu besoffen.“

Vielleicht ist die Melancholie darüber, dass all das heute nicht mehr geht, ein Grund für die Verkultung, die Jörg Fauser in jüngster Zeit erfahren hat – wenn nicht beim großen Publikum, so doch zumindest bei den Schreibern und vor allem unter Journalisten. Fauser steht für eine schmutzige Literatur mit echtem Wirklichkeitskontakt, wie sie in Deutschland stets als Rarität galt und meistens in Form amerikanischer Ta-



Jörg Fauser 1981 Foto Isolde Ohlbaum

schreiber importiert werden musste. Sein Biograph Matthias Penzel bringt dieses Modell im Vorwort zu Fausers journalistischen Arbeiten, die nun als achter Band der großen Fauser-Edition im Berliner Alexander Verlag erschienen sind, auf eine leicht kitschige Formel: „Mit den Füßen fest auf dem Boden der Zeit, keine Angst vor Gosse und Dreck, auch keine Berührungsangst vor Boulevard und Demimonde.“

All das stimmt, und auf den 1600 Seiten des Bandes agiert der Autor von „Rohstoff“ als schaffenskräftiger Journalist, der den Rohstoff des Lebens liebt und mit Vorliebe jene Sperrbezirke aufsucht, um die wohlgezogene Literaten einen Bogen machen. Es ist dem Herausgeber Alexander Wewerka zu danken, neben den großen Reportagen auch entlegene Artikel in den Band aufzunehmen – vom schwärmerischen Aufsatz des Obertertians über einen Schüleraustausch in Lyon, der 1959 in der „Frankfurter Neuen Presse“ erschien, bis zur knallharten „Abrechnung“ im Männermagazin „Lui“, die 1987 kurz vor Fausers Tod noch einmal ein Hauptmotiv seines Schreibens formuliert: „Die amerikanische Literatur ist vital, die deutsche schlapp.“

Das Tolle an dieser Zusammenschau ist nicht bloß, dass sich aus all den Rezensionen, Kolumnen, Essays und Radiobeiträgen eine faszinierende Autorenbiographie ergibt, die aus einem bildungsbürgerlichen Umfeld durch die Frankfurter Fixer- und Spontszene bis in die achtziger Jahre mit ihren hedonistischen Magazinen führt. Lesenswert ist der Mammutband auch deshalb, weil er die Kultfigur Fauser entzaubert – auch wenn es bestimmt nicht die Hauptabsicht der Unternehmung war. Wer Fauser zum Schutzheiligen des echten Lebens erklärt, nur weil er oft in Bahnhofskeipen herumsaß, der übersieht nämlich, wie sehr dieser Mann literarischen Gespenstern nachjagte – und nicht immer konnte er sie einholen. Fausers journalistisches Werk wimmelt nur so vor Ehrbezeugungen, und meistens gelten sie den großen Kaputtgehern der Literaturgeschichte, von Joseph Roth über Ernest Heming-

way bis hin zu Jack Kerouac. In all diesen Typen spiegelt sich Fauser, in allen sieht er „Brüder am Strand der Städte“.

Aber es entsteht eben auch der Eindruck, dass er ihnen fast verzweifelt hinterherschrieb und hinterherlebte. Wenn Bukowski die Pferderennbahn im kalifornischen Inglewood besuchte, ging Fauser auf die Trabrennbahn Berlin-Mariendorf – und so wie Hunter S. Thompson 1972 den Präsidentschaftskandidaten George McGovern durch die Mehrzweckhallen von Milwaukee begleitete, folgt Fauser 1985 dem jungen Gerhard Schröder vor der Landtagswahl in den „Gasthof Wente in Melle bei Osnabrück“.

Immer wieder träumt sich Fauser aus dem nasskalten Alltag der Bundesrepublik an seine Sehnsuchtsorte hinüber. Der Abstand zwischen den Welten macht die Schönheit und Tragik seiner Texte aus. „Und immer ist irgendwo Los Angeles“, schreibt er in einer Hommage an Raymond Chandler, den Erfinder des einsamen Detektivs Marlowe, „und ein Mann, lädiert und skeptisch und melancholisch, mit vielen Wassern gewaschen, aber immer noch ehrlich, ein Mann auf der Suche nach der verborgenen Wahrheit, macht sich auf den Weg.“ Keine Frage, dass Fauser hier über sich spricht.

Tatsächlich sind die verrücktesten Momente bei der Lektüre immer die, an denen Frankfurt-Bornheim plötzlich wirkt wie Los Angeles oder West-Berlin wie Kabul. Einmal, in einem für die „Basler Zeitung“ verfassten Artikel mit dem Titel „Agonie“, ist es sogar andersherum: In Marokko, dem ewigen Exil aller Beatniks, überfallen den Autor plötzlich „Bilder des Nordens“, Gedanken an „Pool-Partien an der Münchner Peripherie“ und „die langen Regennachmittage bei U. mit dem letzten Bier vom letzten Leergut“. In solchen unheimlichen Raum-Zeit-Beschwörungen, erzeugt mit wenigen, magischen Wörtern, offenbart sich Fausers Ausnahmefähigkeit.

Als Langstreckenlektüre ermöglicht der Band eine unterhaltsame Reise durchs Archiv der westdeutschen Gesellschaftsgeschichte. Das fängt an mit handkopierten Untergrundblättern, wo Fauser den Anstieg der Heroinpreise im Stil eines Leitartiklers kommentiert: „Wenn ein Schuss dreißig Äpfel kostet, ist es Zeit abzuhauen.“ Doch ebenso findet sich ein prophetischer Vorschlag zur Reform der „Tagesschau“: „Warum nicht, wenn es schon Herren sein müssen, zwei oder drei, die sich abwechseln beim Vorlesen, die auch mal eine lockere Bemerkung machen?“

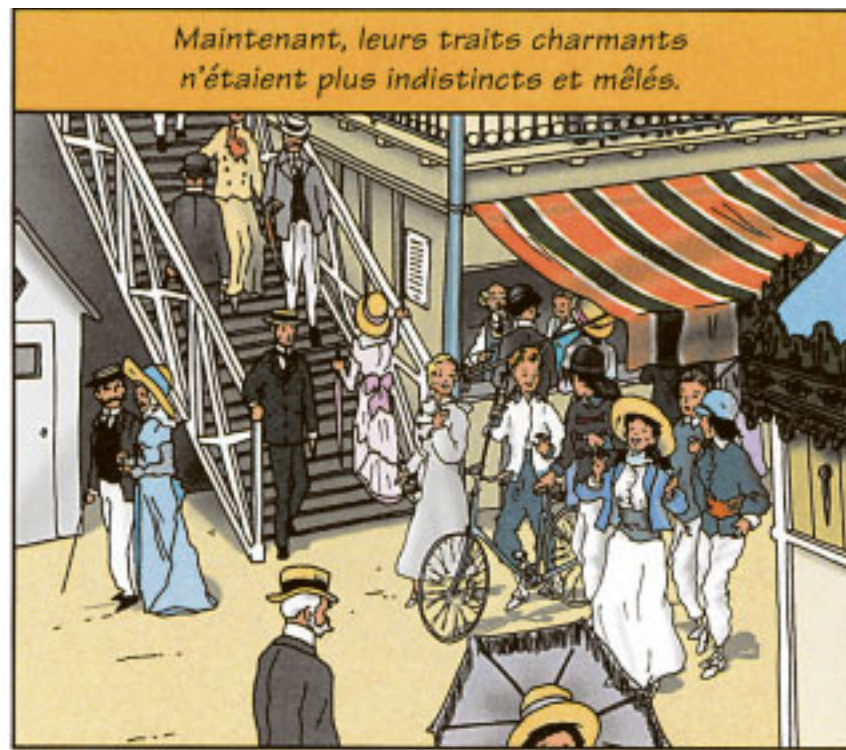
Fausers Texte wurzeln in der Gegenwart, und ihm war mehr oder weniger gleich, ob sie in der überregionalen Tagespresse erschienen – oder „in Mizziis Mösens-Magazin oder in der Kreuzberger Kneipenzeitung“. Zur Freude des Pressehistorikers zeigt der Band immer wieder Faksimiles vergessener Titel – etwa des halberotischen Ruhrgebiet-Magazins „MARABO“, das ein Interview mit Fauser gleich unter der Titelgeschichte „Onanie: Ich mach' mir selbst“ ankündigt.

Fauser hatte aber kein Milieu im Rücken, das zeigen besonders seine politischen Kommentare – etwa wenn er den Antikommunismus des späten Kerouac verteidigt oder den Royalismus von Joseph Roth. Den Frankfurter Grünen, die 1982 den Goethe-Preis an Ernst Jünger verhindern wollten, wirft er „Blockwartsmief“ vor. Scharf ist seine Polemik gegen den Schriftstellerauftrag: „Wir arbeiten nicht für Springer-Zeitungen“, unter dem auch der von Springer-Konzern gehörende Ulstein-Verlag zu leiden hatte, wo Fauser publizierte: „Das hören wir gern: Nun muss also BILD am Sonntag ohne die Feuilletons von Günter Grass' letzter China-Reise auskommen.“

Als Bundeskanzler Helmut Schmidt 1981 im Bundestag auf eine Anfrage des Abgeordneten Kohl hin feststellt, „geistige Führung“ könne nicht von einer Regierung ausgehen, sondern nur von Philosophen und Autoren, verpflichtet Fauser ihm bei – und mäht in seiner Kolumne fürs Berliner Stadtmagazin „tip“ die gesamte deutsche Kollegenschaft nieder: „Sie frühstücken in Barcelona und essen in Rom zu Mittag und machen Siesta in Kalkutta und sausen am nächsten Tag schon mit dem Taxi an die Große Mauer, aber sie bringen selten etwas anderes mit als Texte, die sich wie Ansichtskarten von ihrem Balkon lesen.“

Wie Postkarten wirken Fausers Berichte nie, ganz gleich, ob sie in Pilskeipen in Westfalen spielen oder in Koblenzer Hotelbars. Der Mann war wirklich da, er kennt die „Imbissbuden, Bierhallen, Bordelle“, die „Huren, Stricher und Fixer“. In einem kleinen, raffinierten Aufsatz über Graham Greene kritisiert Fauser jene Kritiker, die Greenes Romanschauplätze in Indochina, Mexiko und Westafrika zusammenfassend als „Greeneland“ bezeichnen, „als hätte er sich das alles zusammengesucht oder heranhantasiert“. Für Fauser hing alles davon ab, dass Greenes Werke in der „gesegneten Wirklichkeit“ spielen und eben nicht im Reich der Fiktion. Vielleicht liegt hier das große Missverständnis. Auch Jörg Fauser war nicht unser Mann in der Wirklichkeit. Er war Korrespondent in Fauserland. Und das ist ein Ehrenrentel.

Jörg Fauser: „Der Strand der Städte“. Gesammelte journalistische Arbeiten 1959–1987. Alexander Verlag, Berlin 2009. 1600 S., geb., 49,90 €.



Maintenant, leurs traits charmants n'étaient plus indistincts et mêlés.

Dans aucune de mes suppositions, ne figurait celle qu'elles eussent pu être vertueuses.

Ni parmi les actrices, ou les paysannes, ou les demoiselles de pensionnat religieux, je n'avais rien vu d'aussi beau, imprégné d'autant d'inconnu, aussi inestimablement précieux, aussi vraisemblablement inaccessible.



Tante Léonies rätselhafte Wirbel

Eine Schatzhöhle voller Proustiana: Die von Luzius Keller bearbeitete Proust-Enzyklopädie ist die ebenso elegante wie immer wieder überraschende Summe der literaturwissenschaftlichen Forschung.

Von Helmut Mayer

Im Januar 1914 schreibt André Gide einen Brief an Marcel Proust. Der erste Band von Prousts Roman war vor kurzem erschienen, und Gide bekennt, seit einigen Tagen sich von ihm gar nicht mehr losreißen zu können. Das ist der einfach anzubringende Teil seines Geständnisses. Der schwierigere besteht in der Erklärung, warum er als Spiritus Rector der „Nouvelle Revue Française“ (NRF) und ihres Verlags zwei Jahre zuvor das Manuskript abgelehnt hatte. Zumindest behauptet Gide, dass dieser „schwerwiegendste Irrtum der NRF“ vor allem ihm anzulasten sei. Obwohl die anderen Mitglieder des Comité de lecture seinerzeit vermutlich auch noch der Meinung waren, es bei diesem ersten Teil der „Recherche“ mit dem eher mäßig interessanten literarischen Versuch eines mondänen Autors zu tun zu haben. Noch die im selben Monat in der NRF erschienene Besprechung des Buchs, mit Henri-Léon Gheon einem aus dem innersten Zirkel der Revue übertragen, sieht darin ein „Werk der Muße“, ohne Logik, ohne Komposition, und weiß sich nur für die Schilderungen der Gesellschaft und eine neuartige Psychologie etwas zu erwärmen.

Gide dagegen bringt zum Zweck der Entlastung einen unglücklichen Zufall ins Spiel: Der habe es nämlich gewollt, so steht es in einer ersten Fassung seines Briefs, dass er das Typoskript aufgeschlagen und gleich über den einzigen Satz des Buchs gestolpert sei, den er auch jetzt noch nicht verstehe. Ein Satz nämlich, in dem von einer Stirn die Rede ist, auf der Wirbel durchschimmern. Die Stirn ist jene Tante Léonies, die dem jungen Erzähler „ihr trauriges, bleiches und schales Haupt“ zum Kuss darbietet, der Satz tatsächlich rätselhaft und die Tatsache bedauerlich, dass Gide ihn im letztlich abgeschickten Brief unerwähnt lässt. Denn dann hätten wir vermutlich von Proust selbst die Erklärung dieser merkwürdigen Wirbel bekommen, die Proustianer bis heute beschäftigen.

Weshalb man sich auch darüber nicht wundern darf, im „Dictionnaire Marcel Proust“, diesem vor fünf Jahren erschienenen Monument der Proust-Gelehrsamkeit, das nun tatsächlich auch auf Deutsch vorliegt, auf diese Wirbel zu stoßen. Obwohl sie dem Leser der deutschen Übersetzung der „Recherche“, wie man hinzufügen muss, gar nicht begegnen. Einer Entscheidung der französischen Editoren der Pléiade-Ausgabe folgend, wurden sie dort nämlich unter etwas gewagter Zuhilfenahme einer Typoskript-Korrektur Prousts beseitigt: So dass in dieser Passage statt ihrer, den „vertèbres“, der Stützreifen von Tante Léonies Perücke „wie die Spitzen einer Dornenkrone oder die Kügelchen eines Rosenkranzes“ durch die am Morgen noch nicht zurechtgemachten Haare hindurchschimmern.

Doch in der von Luzius Keller überarbeiteten deutschen Fassung des „Dictionnaire“ folgt dieser Geschichte unter „Wirbel II“ gleich eine der vielen Ergänzungen. Und dort setzt Keller, der als Herausgeber der „Frankfurter Ausgabe“ von Prousts Werken die irritierenden, in der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens bereits zu „Knochen“ gewordenen Wirbel tilgte, die Letzteren nun doch wieder in ihr Recht ein. Ohnehin würde man sich wundern, wenn ein so gern und gekonnt mit medizinischer Terminologie sein Spiel treibender Autor wie Proust ausgerechnet in diesem Bereich danebengegriffen hätte.

Und das hat er wohl auch nicht, wie die Nathalie Mauriac Dyer zu dankende Nachforschung nach den „vertèbres“ in der schönen wie der naturwissenschaftlichen Literatur gezeigt hat: Einerseits lassen sich da selbst für die von Proust verwendete Verbindung von „Rosenkranz“ und „Wirbel“ Anbahnungen finden, andererseits wurde offensichtlich bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch auf die Ansicht Bezug genommen, dass die Schädelknochen Wirbel entsprächen. Zwar wird man diese Vorstellung im Haus des renommierten Mediziners Adrien Proust kaum ernst genommen haben, aber das wiederum passt vorzüglich zu dem Umstand, dass sein Sohn für die Figur der Tante Léonie Elemente medizinischer Literatur – darunter wahrscheinlich auch Texte seines Vaters – in karrierender Absicht entwendete, so wie für andere Figuren der „Recherche“ auch.

Solchen Fragen also widmen sich hingebungsvolle Proustleser. Und sie tun gut daran. Denn wie anders käme man sonst

zu einem so herrlich weitläufigen Riesenbau detail- und beziehungsreicher Ausführungen zu Prousts Texten und den mit ihnen verknüpften Wirklichkeitsmomenten aller Art, wie ihn diese „Enzyklopädie“ darstellt. Ein Bau, der zudem nicht darauf angelegt ist, bloß auf kurzen Wegen zu bestimmten Einträgen durchzureden zu werden. Schließlich kann man gar nicht ahnen, was alles sich hinter den Lemmata verbirgt. Denn die einzige Orientierung bietet, wie sich das für eine Enzyklopädie gehört, das Alphabet. Es lädt ein, sich aufs schönste zu verirren: den Faden der Lektüre irgendwo aufzunehmen und dann den sich ergebenden Winken zu anderen Einträgen zu folgen.

Machen wir gleich einen von den Wirbeln ausgehenden Versuch. In Sachen medizinische Terminologie könnte man etwa zu den Artikeln über Adrien Proust, Medizin, Ärzte (I und II) oder Cottard blättern. Aber ein naheliegender Übergang ist natürlich auch der zu Tante Léonie, im Wortsinn der ruhende Pol der Haushaltung in Combray und eine im komischen Register angelegte Figur, der doch der Erzähler selbst später immer ähnlicher wird. Obwohl er sich redlich bemüht, das ihm von seiner Tante unvermehrt zugefallene Erbe loszuwerden und – das berühmte Kanapee fürs Bordell – zu profanieren. Womit man über das Tafel-service mit Motiven aus Tausendundeiner Nacht zum Artikel über diese in der „Recherche“ immer wieder auftauchende Märchensammlung und dann etwa über das Stichwort Sésame zu Ruskin und seiner Bedeutung für Proust übergehen könnte. Sofern man nicht bei Ali Baba zu Venedig als Stadt des Orients abweicht, was einerseits natürlich wieder zu Ruskin zu-

rückverweist, aber sich ebenso gut als Absprung zu den kostbaren Roben von Fortuny und damit zu Albertine nützen lässt oder auch zu Tizian oder im Kontrastverfahren zur grässlichen, aber zur prosaischen Grundierung unerlässlichen Mme. Verdurin.

Und so geht es dahin auf unvorhersehbaren Wegen durch die in Hunderten von Lemmata ausgebreiteten Einsichten der Proust-Forschung. Sehr lohnend ist auch ein Ehrenparcours entlang der zahlreichen vom Herausgeber Luzius Keller neu geschriebenen Beiträge. Natürlich kann da im Ganzen genommen nicht alles so reizvoll intrikat ausfallen wie die Beiträge zu den Stirnwindeln der Tante Léonie. Schließlich muss auch manches an Realien und Figuren einfach vorgestellt werden. Aber immer bleiben die schnörkellosen, oft auch in ihrer Knappheit durchaus eleganten Artikel nahe an Prousts Texten und Fragen ihrer Genese, Komposition und Deutung. Wozu auch die sich zwanglos ergebenden Verweise auf Entwürfe, erwogene Varianten der Komposition und nicht zuletzt die Briefe gehören. Kurz gefasst, nimmt sich überdies manche vorgestellte These aus der Proust-Literatur anregend aus, der man in ihrer akademischen Vollform nicht unbedingt näher treten würde.

Fast etwas merkwürdig ist, dass diese Proust-Summe in ihrer deutschen Fassung den trockenen Unterteil eines „Handbuchs zu Leben, Werk, Wirkung und Deutung“ bekommen hat. Zumal eine Enzyklopädie, wie immer man diese Steigerungsform des „Dictionnaire“ genauer verstehen möchte, kaum dem Orientierungsangebot eines Handbuchs gleichkommt. Im letzteren Fall denkt man eher an ein Werk wie das im Vergleich hausbackene „Marcel Proust Lexikon“ von Philippe Michel-Thiriet, das Anfang der neunziger Jahre auf Deutsch erschien. Offensichtlich wollte man aber die Eignung für die akademische Verwendung eigens unterstreichen. Die ist zwar gar nicht zweifelhaft, aber der Reiz dieses Bandes reicht weit über sie hinaus. Er lädt zu Erkundungen ein, die sich gar nicht unbedingt bestimmten vorgefassten Fragen und Überblicksabsichten verdanken müssen. Eher schon geht es darum, sich beim Blättern für andere Themen, Figuren oder auch etwas rätselhaft anmutende Lemmata – nach dem Beispiel der „Wirbel“ – ködern zu lassen; denn wer weiß schon gleich, was sich hinter Stichworten wie „Baum“, „Ermittlung“, „Geld“ oder auch „Zimmer 43“ verbirgt. Und vor allem Anregungen zu folgen, wieder zu den Texten von Proust selbst zurückzukehren und dann auch dort ins Blättern zu kommen.

Im Ganzen also – auch wenn naturgemäß nicht jeder Beitrag auf diesen mehr als tausend von Spezialisten wohlgefüllten Seiten von gleicher Anziehungskraft sein kann und man sich sofort andere Stichworte ausdenken beginnt – ein willkommener Begleiter der Proust-Lektüre. Oder um bei Tausendundeiner Nacht und Ali Baba zu bleiben: eine Schatzhöhle, an der kein wirklich von Proust affizierter Leser einfach vorbeigehen sollte.

„Marcel Proust Enzyklopädie“. Handbuch zu Leben, Werk, Wirkung und Deutung. Herausgegeben von Luzius Keller. Aus dem Französischen von Luzius Keller und Melanie Walz. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2009. 1018 S., geb., 99,- €.

Marcel Reich-Ranickis Klassiker-Quartett



Vier Klassiker der deutschen Literatur stellt **Marcel Reich-Ranicki** in einer persönlichen Auswahl ihrer Werke vor, durch die sie für ihn „Mein Lessing“, „Mein Kleist“, „Mein Heine“ und „Mein Büchner“ wurden. Jeder von ihnen war auf seine ganz eigene Weise gleichermaßen Außenseiter wie Vorkämpfer und prägte, ja revolutionierte die deutsche Literatur. Lessing, der große Polemiker und Pädagoge, bereitete mit Lehrstücken wie dem „Nathan“ oder seinen Kritiken aus der „Hamburgischen Dramaturgie“ den Ideen der Aufklärung ihren Weg und blieb dabei durch die Klarheit und Verständlichkeit seiner Texte immer dem Publikum verpflichtet. Kleist, in dessen Leben und Werk politischer Anspruch und gesellschaftliche Realität heftig aufeinanderstoßen, wird vor allem mit seinen Prosaarbeiten gewürdigt, die seinen berühmten Bühnenstücken in nichts nachstehen. Die Auswahl zu Heine, die Ge-

dichte, die Erzählung „Der Rabbi von Bacherach“ und seine autobiographischen „Geständnisse“ umfasst, zeigt, warum ihm die deutsche Lyrik den geistreichsten Humor verdankt und eine erneuerte, demokratisierte Sprache, die Gefühl und Vernunft miteinander zu vereinen versteht. Das Werk Büchners schließlich, der mit seinem Lenz, mit Danton, Woyzeck, Leonce und Lena Figuren schuf, die das Dasein in all seinen Widersprüchen vor Augen und Ohren bringen, ist unverkennbar als die Keimzelle der modernen Literatur zu entdecken. **(Marcel Reich-Ranicki (Hrsg.): „Mein Lessing“.** Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2009. 221 S., geb., 14,95 €. **„Mein Kleist“.** Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2009. 223 S., geb., 15,- €. **„Mein Heine“.** Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2009. 175 S., geb., 14,95 €. **„Mein Büchner“.** Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2009. 238 S., geb., 15,- €) F.A.Z.

Da zieht sie hin, die kleine Schar der jungen Mädchen, von denen es dem Erzähler der „Recherche“ diejenige mit dem Fahrrad antut – und selbstredend enthält die neue „Enzyklopädie“ auch einen Eintrag zu diesem Attribut. Stéphane Heuets vielgerühmte Comic-Adaption Prousts (hier ein Auszug aus der Originalausgabe von „Im Schatten junger Mädchenblüte“, Guy Delcourt Productions, Paris 1999) wird hoffentlich bald endlich auch auf Deutsch verlegt werden. Abb. Delcourt